

riert den Übergang zu Notverordnungen als Verzicht auf die Praxis eines Kompromiss-Parlamentarismus zu Gunsten von Autoritarismus (2), zeichnet nach, wie die Sprache der Gewalt autoritärer Verformung den Weg bereit habe (3), betont, dass das Vertrauen in die öffentliche Ordnung eng mit dem Vertrauen in die Währung zusammenhänge (4), und lobt, dass vielerlei Staatsaufgaben und ihre institutionelle Bewältigung erstmals in der Weimarer Republik realisiert worden seien (5). Die Überlegungen mit knappen Anmerkungen und Bildern münden jeweils in prägnante Zusammenfassungen, die in Merkkästen gesetzt sind.

Mit Hertfelders Überlegungen hat die Oldenburger Reihe ihr Themenspektrum chronologisch entschieden erweitert. Neuerlich sind dann Vorträge aus anderen als kulturwissenschaftlichen Disziplinen im engeren Sinn dazugekommen. Für sie ist eine weitere Publikation im Erscheinen. Das Oldenburger Gymnasium kann man für diese Initiative beglückwünschen. Es bleibt zu hoffen, dass die in vielen Jahren geschaffenen Verbindungen zwischen Schulen, Hochschulen und anderen Wissenschaftszentren weiter gepflegt und ausgebaut werden können, dass solche Anregungen anderswo aufgegriffen werden und dass die Fächer an den Hochschulen die Chancen beherzt ergreifen, ihre Gegenstände zu präsentieren. Dann kann man auf angestaubte betuliche Relevanzbetuerungen verzichten.

Literatur:

- Baltrusch, E. (1989): *Regimen morum*, München.
 Gotter, U. (1996): *Der Diktator ist tot! Politik in Rom zwischen den Iden des März und der Begründung des Zweiten Triumvirats*, Stuttgart.
 Habicht, Ch. (1990): *Cicero der Politiker*, München.
 Hölkeskamp, K.-J., Stein-Hölkeskamp, E. (Hrsg.) (2010): *Von Romulus zu Augustus*, 2. Aufl. München.

Reemtsma, J.-Ph. (2020): *Untergang. Eine Fußnote zu Felix Dahn „Kampf um Rom“ (2004)*, in: ders., *Helden und andere Probleme*, Göttingen, S. 55-97.

Schmitt, T. (2017): *Die Polis als Staat*, in: C. Horst, ders. (Hrsg.), *Die antike Stadt: Begriff - Imagination - soziale Realität*, Bremen, S. 9-28.

Winterling, A. (2001): „Staat“, „Gesellschaft“ und politische Integration in der römischen Kaiserzeit, *Klio*, 83, S. 93-112.

Winterling, A. (2014): „Staat“ in der griechisch-römischen Antike?, in: Ch. Lundgreen, (Hrsg.), *Staatlichkeit in Rom? Diskurse und Praxis (in) der römischen Republik*, Stuttgart, S. 249-256.

Winterling, A. (2019): *Caligula*, 2. Aufl., München.

Anmerkungen:

- 1) Gotter 1996.
- 2) Hölkeskamp/Stein-Hölkeskamp 2010.
- 3) Habicht 1990, S. 84-104 u. 138-145.
- 4) Vgl. Reemtsma 2020, S. 55-97.
- 5) Baltrusch 1989.
- 6) Zur Kontroverse vgl. Winterling 2014 in Auseinandersetzung mit der Position Christoph Lundgreens in dem von diesem herausgegebenen Sammelband über Staatlichkeit in Rom; außerdem Schmitt 2017.
- 7) Winterling 2001.
- 8) Winterling 2019.

TASSILO SCHMITT

Schmitt, Arbogast (2023): Ontologie der Antike. Die Frage nach dem Sein bei Parmenides, Hannover, der blaue reiter, 224 S., EUR 44,90 (ISBN: 978-3-933722-85-0).

Wer heute ein Buch zur antiken Ontologie schreibt, zumal in protreptischer Absicht, sieht sich schnell dem Verdacht ausgesetzt, sich nicht auf der Höhe der Zeit zu befinden. Denn Gegenstand der Ontologie ist das Sein bzw. das Sein der Dinge und dessen Erkennbarkeit. Nicht erst, spätestens aber seit Kant sind wir jedoch darüber aufgeklärt, dass uns weder die Wahrnehmung noch das Denken die Dinge zu erkennen geben, wie sie sind, sondern lediglich,

wie sie uns erscheinen, überformt etwa von den Formen der Anschauung oder den Kategorien des Verstandes. Demgegenüber sei das antike Denken noch von dem – naiven – Vertrauen gekennzeichnet, sich auf die Dinge der Welt und ihre Ordnung selbst richten zu können, anstatt sich in kritischer Reflexion auf sich selbst zu wenden. Diese schneidende Entgegensetzung einer naiv-vorkritischen, unaufgeklärten Antike und einer kritisch-reflexiven Moderne zählt – ungeachtet aller vorgenommenen Nuancierungen – zu den bis in die Gegenwart kaum erschütterten Grundannahmen, die uns allerdings eine Reihe nicht abgearbeiteter Hypothesen hinterlassen hat. Einerseits erschwert oder verhindert sie eine Verständigung mit Positionen antiker Philosophie in der Sache, v. a. weil diese von vornherein am noch nicht Erreichten gemessen werden und aus moderner Perspektive, die indes ihrerseits historisch kontingent ist, notwendig dahinter zurückbleiben. Andererseits steht sie aus demselben Grund einem Dialog mit fremden Kulturen im Weg, sofern sie diese Form der Aufklärung nicht mitvollzogen haben, denen aber eine Berechtigung für andere Sichtweisen nicht leichtfertig abgesprochen werden sollte. Hinzu kommt, dass ein Denken, dessen Basis die Entdeckung der Kluft von innen und außen, der Subjekt-Objekt-Spaltung ist, zwar für sich in Anspruch zu nehmen vermag, kritisch zu sein, darüber aber die Sicherheit verloren hat, ob dem eigenen Denken etwas in der Wirklichkeit entspricht. „Ein Leben in einem selbsterzeugten Schein“ (9) wäre die Folge.

Es gibt also gute Gründe, den Argumenten nachzuspüren, mit denen die antike Ontologie zu der Überzeugung einer Erkennbarkeit des Seins gelangen konnte. Mit Arbogast Schmitt (S.) hat sich einer der renommiertesten Platon-

und Aristoteleskenner dieser Aufgabe angenommen. Von seiner auf drei Bände angelegten „Ontologie der Antike“, die jeweils Parmenides, Platon und Aristoteles ins Zentrum stellen, ist nun zunächst die Interpretation des Parmenideischen Lehrgedichts „Über die Natur“ erschienen. Da es sich um den Auftaktband handelt, geht der detaillierten Einzelauslegung des Textes eine grundlegende Einführung in die Gesamthematik voraus. Diese in ihrer Gedankenfülle und Stoffmenge auf etwas mehr als 40 Seiten unterzubringen, ist ein didaktisches Meisterstück, das freilich für den Rezensenten die Schwierigkeit bietet, eine derart dichte Darstellung noch weiter zu komprimieren, ohne dabei Essenzielles auszublenden.

Ich lege deshalb den Schwerpunkt auf den Aspekt, den auch S. in seiner Argumentation immer wieder berührt und der für einen Zugang zur antiken Seinslehre die vermutlich größte Verstehenshürde darstellt, weil er unsere Vorerwartungen an die antiken Texte beständig prägt: den Gegensatz zwischen einer antiken und modernen Auffassung im Hinblick darauf, was man überhaupt unter Sein und Denken oder Erkennen versteht und mit welchen Gegenständen man es dabei zu tun hat.

Gemeinsam ist beiden Positionen, dass das Erkennen der Dinge der Welt mit der sinnlichen Wahrnehmung beginnt. Gemeinsam ist ihnen auch, dass die sinnliche Wahrnehmung zu einer klaren Erkenntnis des mit den Sinnen Erfassten nicht ausreicht, dass vielmehr – etwas allgemein formuliert – weitere Erkenntnisvermögen hinzutreten müssen. Es trifft also keineswegs das gängige Vorurteil zu, in einer antiken Ontologie habe man seine Kenntnisse der Wirklichkeit aus vorgängigen, intuitiv geschauten Allgemeinbegriffen in deduktiver Ableitung gewonnen. An dieser Stelle werden die basalen Unterschiede

relevant, wie sie in der Rekonstruktion S.s sichtbar werden.

In der modernen Perspektive werden der passiv-rezeptiven Sinnlichkeit die Gegenstände gegeben, sind aber für den Erkennenden noch konfus. Die Aufgabe des Denkens besteht demzufolge darin, die dem Subjekt noch dunkel und verworren vorliegenden Gegenstände aktiv nach Regeln zu ordnen und in einheitliche, distinkte Vorstellungen zu überführen bzw. ins Bewusstsein zu heben. S. nennt die moderne Bewusstseinsphilosophie zur Abgrenzung auch Vorstellungsphilosophie. Die Gegenstände der Wahrnehmung müssen dann allerdings, das ist die Grundvoraussetzung dieser Rekonstruktion des Erkenntnisprozesses, wohlbestimmt sein, d. h. alle Bestimmungselemente in sich enthalten und exakte Verkörperungen dessen sein, was sie sind. Der Begriff muss sich wiederum am empirischen Einzelding überprüfen lassen. Die Funktion des Verstandes bleibt dabei, auch das ist eine Konsequenz, auf seine ordnende, also eine rein formale Funktion beschränkt.

S. meißelt die Problematiken dieser Erklärung bestechend klar heraus. Der wahrscheinlich wichtigste und auch schwer zu bestreitende Einwand lautet, dass die Gegenstände der sinnlichen Wahrnehmung weit mehr Merkmale aufweisen als in ihren Begriff aufzunehmen sind, d. h.

gerade nicht wohlbestimmt sind. S. verdeutlicht diesen Sachverhalt gerne an Beispielen, wie sie sich vergleichbar in den antiken Texten finden. Kreise im Sand etwa oder aus Gold sind nicht am Material erkennbar, auch nicht an Eigenschaften dieses Materials (Farbe, relative Dauerhaftigkeit und dergleichen), sondern an dem, was sie in einer Materie verwirklichen oder anders: an dem, was möglich macht, dass bestimmte Materialien genau diese Möglichkeit aktualisieren. Im Falle des Kreises etwa, dass alle Punkte vom Zentrum aus dieselbe Entfernung zur Peripherie haben. Das aber ist sein Begriff, der nicht der Wahrnehmung entnommen werden kann, sondern auf einem Einblick in diesen intelligiblen Sachverhalt basiert. Im Sinne der antiken Ontologie kann man daher sagen, dass das so verstandene Mögliche das (eigentlich) Wirkliche ist als das wirklich Wissbare und „nur gegenüber seinen Verwirklichungen“ (27) Mögliche.

Als fehlgreifend erweist sich damit zugleich die verbreitete Auffassung der platonischen Idee als *universale ante rem* und der (vorgeblich) aristotelischen Umdeutung zu einem *universale in re* (Annahme einer den Einzeldingen immanenten Substanz).

Die Annahme, uns würden Gegenstände gegeben, musste, so S., Aristoteles für naiv halten. Dies ergeben schon seine differenzierten

Besuchen Sie uns beim
**Bundeskongress der
Altphilologen 2024**
in Wuppertal!





Analysen dessen, was die Wahrnehmung, die Wahrnehmungsvermögen leisten (das Hörvermögen erfasst Töne, das Sehvermögen Farben usw.) und die Frage, was ausmacht, dass man einen bestimmten Gegenstand als genau diesen Gegenstand erkennt. Zur Verdeutlichung noch einmal ein (aristotelisches) Beispiel: Eine Säge erkennt man nicht am z. B. silbrigen, metallischen Glanz (diesen teilt sie mit zahllosen anderen Gegenständen), auch nicht am Hölzernen des Griffes, sondern an dem, was die Säge kann, leistet oder – aristotelisch gesprochen – an ihrem Werk (*érgon*), d. h. daran, dass sie Material in einer bestimmten Weise zu zerteilen vermag. Das Denken erkennt also nicht den Gegenstand in all seinen Merkmalen, die es zu einer einheitlichen Vorstellung verbindet, sondern bezieht sich auch beim Einzelding auf das, was an ihm begreifbar ist.

Im Gegensatz zu einer Bewusstseins-, Repräsentations- oder Vorstellungsphilosophie lässt sich eine Philosophie im Sinne antiker Ontologie zutreffend als eine Unterscheidungsphilosophie charakterisieren. Sie reflektiert genau das, was die jeweiligen Erkenntnisvermögen an etwas unterscheidend erfassen können.

Wenn S. den ersten Band seiner dreiteiligen Ontologie der Antike mit der Deutung des Parmenideischen Lehrgedichts eröffnet, so deshalb, weil auf ihn mit seiner fundamentalen Einsicht in eine Grundforderung des Denkens an sich selbst die Grundlegung des von Platon und Aristoteles aufgenommenen und weitergeführten, unterscheidungsphilosophischen Ansatzes zurückzuführen ist. Diese Einsicht bzw. Forderung lautet: „[...] *dass nur etwas, das von sich her ein distinktes Sein hat, erkennbar ist.*“ (47, kursiv im Original) Es ist also aus einseharen Gründen das so verstandene Sein das Kriterium des Denkens.

Die antike Seinsphilosophie leistet gegen ein verbreitetes Vorurteil demnach genau das, was man ihr gewöhnlich abspricht, eine Reflexion des Denkens auf sich selbst, sie antwortet auf eine Forderung des Denkens, die es von sich aus an die Erkennbarkeit der (Dinge der) Welt stellt.

Diese Grundzüge der antiken Seinslehre wenigstens in einem einigermaßen angemessenen Umfang darzubieten, war nötig, weil sie die Grundlagen zum Verständnis des Parmenideischen Lehrgedichts sind und S. dessen Deutung unter Beachtung dieser Verstehensvoraussetzungen für sachangemessen hält. Aus Platzgründen muss ich mich auf wenige Hinweise beschränken: v. a. Bemerkungen zum zentralen Ergebnis und zur Methodik.

Dieser Hauptteil der Arbeit (65-203) besteht im Wesentlichen aus einer detaillierten Einzelinterpretation, die – dem Verlauf des Textes folgend – randvoll ist mit klugen und subtilen, z. T. überraschenden Detailbeobachtungen, die alle für sich eine Lektüre wert sind. Ihr gehen einführende Bemerkungen voraus, die die Leserschaft vorbereitend und konzentriert mit den Problemen einer adäquaten Auseinandersetzung mit dem Text vertraut machen, sowie vorab eine geschlossene Übersetzung der erhaltenen Teile (die interpretierten Textstellen werden in der konkreten Durchführung mit den entsprechenden Auszügen noch einmal geboten). Unterbrochen wird die durchgängige Interpretation von zwei Exkursen zur Fahrt des Erkenntnissuchenden und zu Homer.

Das zentrale Untersuchungsergebnis ist, dass Parmenides den Anfang einer Philosophie markiert, die dem Kriterium der Wissenschaftlichkeit genügt. Grund für dieses Urteil ist Parmenides' Herausarbeitung des Axioms, dass etwas nur dann ist, wenn es etwas, etwas Bestimmtes ist, ein Etwas-Seiendes und dass

nur ein solches Etwas-Seiendes erkennbar ist, nicht erkennbar aber, was nicht etwas, nicht etwas Bestimmtes ist. Die präzise Deutung dieses Axioms und die Abwehr zahlreicher Missverständnisse in der Auslegungstradition sind der Kern der Arbeit.

Das Sein ist also das Kriterium des Erkennens, daran muss sich das Denken orientieren, es ist dem Denken nichts Äußerliches, nicht *das Andere des Denkens* (z. B. 146). Zugleich wird einsichtig, dass nicht ein Einzelgegenstand der Maßstab sein kann, an dem erkannt wird, was er ist, sondern dass das Denken anhand seiner Kriterien prüft, was ein konkreter Gegenstand ist. Das von Parmenides aufgewiesene Denkaxiom ist für die Philosophie(geschichte) revolutionär und im Anspruch radikal (103). Es macht die Suche – um nur auf einige Konsequenzen hinzuweisen – nach einer Substanz in den Dingen gegenstandslos ebenso wie die vielen Vorbehalte gegen das (meist falsch verstandene) aristotelische Widerspruchsaxiom (vgl. bes. 127-134, 190-199).

Methodisch greift S. einen Ansatz der antiken Interpretationslehre auf, wonach es die wichtigste Aufgabe einer Interpretation ist, „dass man zuerst den *skopós* [kursiv im Original], die argumentative Zielsetzung und Darstellungsentention eines Textes zu ermitteln versucht.“ (83) Durchgängig klärt S. jeweils ein – möglicherweise fehlgreifendes – Vorverständnis, das einen sachadäquaten Zugang zum parmenideischen Text versperren könnte. Als hermeneutische Hilfe zieht er die bei Platon und Aristoteles weiter ausgearbeiteten Überlegungen und Argumentationen zur Problematik heran, die immer wieder diskutiert werden.

Ein bereits 2016 gedruckter Beitrag zu Homer: „Das Fremde verstehen. Was wir von Homer lernen können“ (207-214) beschließt das Buch. Die thematische Verbindung zum

Vorausgehenden besteht v. a. darin, dass – so S. – unsere Vorerwartungen auch bei Homer einem Verstehen des Fremden im Wege stehen. S. widerlegt mit vielen Stellen, die homerischen Menschen seien noch ganz in den Konventionen der Gesellschaft und ihrer traditionellen Werte und Regeln der Gemeinschaft gefangen gewesen oder in ihrem Handeln gänzlich bestimmt vom Wirken der Götter in ihnen. Als wesentliche Ursache diagnostiziert er die Tendenz, vergangene oder auch gegenwärtige, uns fremde Kulturen im Horizont dessen zu deuten, was wir für eine Errungenschaft erst der eigenen Kulturstufe halten. Davon abweichende Einstellungen und Verhaltensweisen würden dann schnell und pauschal als Beleg für eine kategoriale Entgegensetzung genommen.

Zusammenfassend: S. legt mit dem ersten Band seiner „Ontologie der Antike“ eine glänzend geschriebene Einführung in die gesamte Thematik vor und eine Interpretation des parmenideischen Lehrgedichts, die philologische Präzision mit philosophischer Erschließungskraft vorbildlich verbindet. Leserinnen und Leser, die sich auf die von S. rekonstruierten Grundeinsichten parmenideischer und antiker Ontologie einlassen, finden zudem zahlreiche Hinweise auf Lösungsansätze zu vielen Aporien und skeptischen Zweifeln, in die sich die Moderne verstrickt hat. Den beiden Folgebänden zu Platon und Aristoteles sieht man mit Vorfreude entgegen.

BURKARD CHWALEK

Roeske; Kurt (2023): *Der frei gewählte Opfertod der Iphigenie. Euripides' Tragödie Iphigenie in Aulis, Übersetzung, Interpretation und Rezeption in Literatur und Kunst mit Bildanalysen von Alfonso Mannella*, Würzburg, Königshausen & Neumann, 280 S., EUR 24,80 (ISBN 978-3-8260-7968-9).